

Maurice de Martin - Die Freiheit des zeitnah zurechtgelegten Bademantels

Ungefragte Keynote zum Symposium

„Under Pressure! Kunstfreiheit in Zeiten des Rechtspopulismus in Europa“

der Friedrich-Ebert-Stiftung

Sehr geehrte Damen und Herren,

als seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts international tätiger Musiker, Komponist und Hochschuldozent mit einem Master in „Zeitgenössischer Kunstpraxis“, der u.a. als „Cultural Consultant“ bei den Vereinten Nationen über Möglichkeiten der nicht gegenseitig sich instrumentalisierenden Kooperation zwischen den Künsten und der Politik forschte, habe ich Ihren Veranstaltungstitel mit großem Interesse gelesen. Am Symposium kann ich nicht teilnehmen – aber zur „Freiheit der Kunst“ habe ich nach Jahrzehnten beruflicher Praxis eine Perspektive beizutragen, die in Ihrem Rahmen vermutlich nicht zur Sprache kommen wird.

Künstler, die sich stets innerhalb des gesellschaftlich akzeptierten Diskursspektrums bewegen und deshalb noch nie wegen einer unliebsamen Position oder Arbeit angegriffen wurden, werden meine Worte wohl kaum nachvollziehen wollen können. Für sie fühlt sich der Status Quo wie Freiheit an – weil ihre eigene Position nie unter Druck gerät. Es ist die bequeme Ruhe der Angepassten. Wer jedoch wie ich erlebt hat, wie rücksichtslos, zielgerichtet und mit welcher Härte bestimmte Machtstrukturen im zeitgenössischen Kunst- & Kulturbetrieb (ja, auch in der Akademie) gegen Abweichler vorgehen, verliert diese vorsätzliche Naivität. Für diese Menschen ist heute klar: die Behauptung, die Kunst sei frei und dies würde nun aber von Rechts angegriffen, ist eine dreiste Lüge! Die Prämisse meiner folgenden Kritik ist eindeutig: Gleichberechtigung, der Schutz vor Diskriminierung und die Rechte von Minderheiten sind unverzichtbare gesellschaftliche Errungenschaften. Mein Widerspruch richtet sich somit nicht gegen diese Anliegen an sich, sondern gegen die zunehmend selbstverständliche Erwartung, dass Kunst ihnen a priori verpflichtet zu sein habe.

Solidarität – unabhängig davon, wem oder was sie gilt – ist für mich in diesem Zusammenhang zunächst eine persönliche und erst in zweiter Linie eine gesellschaftliche Haltung. Sie darf jedoch niemals zur ästhetischen Vorschrift oder gar zur Zugangsvoraussetzung für Kunst werden. Genau dies ist seit geraumer Zeit immer häufiger der Fall und führt zur fatalen Situation, dass der Kunst- und Kulturbetrieb immer fremdinstrumentalisierter und damit auch unfreier wird; und gerade deshalb auch gegenüber rechtspopulistischen Einflussnahmen zunehmend an Immunität verliert. Diese Perspektive mag irritieren, vielleicht sogar empören. Dennoch ist es meine sich immer mehr zur Überzeugung verdichtende Vermutung: Die Verantwortung für die zunehmende Einflussnahme

von Rechts ist zuallererst im eigenen Lager zu suchen. Warum das so ist und zu welchen Konsequenzen das führt, werde ich im Folgenden darlegen.

Es beginnt mit einer Unterscheidung, die der Kunsttheoretiker und Beuys-Schüler Bazon Brock in seiner Vorlesung „Über die Machtgroteske Vereinnahmung der Künste durch die Kultur“ klar getroffen hat: Kultur ist Kollektivritual – Kunst individueller Ausbruch daraus, über „Autorität durch Autorschaft“, ohne institutionelle oder jedwede sonstige externe Legitimation, bestimmt durch die negative Freiheit, nicht mitmachen zu müssen, sich jenseits von Politik, Kultur, Religion, etc. seinen eigenen und von allem anderen sich unterscheidenden Platz im Refugium des Nirgendwo zu schaffen und steht damit zur Kultur und ihren Ritualen zumeist quer.

Wer diese Differenz verwischt, gar bewusst ignoriert, wer Kunst in ein kollektivistisch- moralpolitisches Dienstleistungsfach verwandelt, über das man Künstler bezahlt, sich für oder gegen etwas zu engagieren, nimmt ihr nicht nur genau die Freiheit, die man (wie bei dieser Gelegenheit) gerne behauptet, verteidigen zu wollen, sondern degradiert die geförderten Künstler zu Agitprop-Darstellern einer politischen Agenda.

Künstler brauchen im Gegensatz dazu heute dezidiert wieder mehr Räume, in denen sie auch Dinge tun können, von denen man nicht schon vorher immer schon weiß, was sie bedeuten, sondern in denen gerade das Nicht-Identische, Nicht-Zweckhafte, Nicht-Eindeutige, Nicht-Reproduzierbare, Nicht-Verwertbare, sowie das Unbequeme, Unangepasste, Unabschließbare und Unzeitgemäße gefördert und ans Tageslicht gebracht wird. Also gerade Gedanken formulieren, Objekte zu kreieren, oder Musikstücke zu komponieren zu können, die in diesem oder jenem Format mit großer Sicherheit nicht im Bildungsbürger-Wohnzimmer ihren Platz finden.

Exemplarisch deutlich wird das Problem, wenn der Musikfonds (dessen qualitäts- und innovationsbetonte Förderungsphilosophie ich eigentlich sehr schätze) sein KI-Stipendium an Künstler vergibt, die laut Jurystatement im Nachhinein ausdrücklich deshalb gefördert werden, weil sie „das Potenzial einer Dekolonialisierung der Neuen Musik und ihrer Techniken untersuchen wollen“. Das ist ein nachträglich gesetzter ideologischer Filter – umso irritierender, als in der Ausschreibung selbst davon kein Wort zu lesen war.

Was aber, wenn ein Antrag schlicht herausragend ist, dies auch unstrittig anerkannt wird, sich jedoch bewusst einen Teufel um die postulierte „Dekolonialisierung“ schert oder ihr sogar explizit widerspricht? Wäre ein solches Projekt per Definition nicht mehr förderwürdig – unabhängig von seiner künstlerischen Qualität?

Und was bedeutet das umgekehrt für die Stipendiaten? Würde ich erst im Nachhinein erfahren, unter welcher weltanschaulichen Prämisse die Auswahl erfolgte und mich damit ungefragt in einen diskursiven Rahmen einsortiert sehen, käme das einer symbolischen Vereinnahmung gleich. Die Folge wären weniger Freude über die Förderung als vielmehr Zweifel: nicht an der eigenen Arbeit, sondern daran, ob sie hier überhaupt um ihrer selbst willen wahrgenommen wurde!

Dieser Konformgang mit dem Zeitgeist ist auch insofern fatal, als dass sich der Musikfonds auf die Fahnen schreibt, gerade dieses Nicht-Zweckhafte in der Musik fördern zu wollen.

Es hat einen Grund, warum der italienische Kunstphilosoph Mario Perniola in seinem Buch „**Die Kunst und ihr Schatten**“ konstatiert, wie Kunst heute von politiknahen Edutainment-Entrepreneuren okkupiert ist, was u.a. dazu führt „(...) dass man als Künstler heute vor die Alternative gestellt wird: entweder Mönch sein, oder minderbegabt.“

Tatsächlich ist es seit Jahren Programm, diese beiden extrem sich voneinander unterscheidenden Felder in einen Topf zu werfen und daraus den immer gleichen Stew zu köcheln. Ich habe das in den kulturpolitischen Institutionen ebenso erlebt wie in der Freien Szene Berlins. Dort erklärte mir ein Mitglied eines erfolgreichen queerfeministischen Performance-Kollektivs ohne jede Ironie, die Themenrecherche der Gruppe bestehe in großen Teilen darin, das Zeit-Feuilleton zu lesen – weil die Jurymitglieder es auch tun. Darüber ergebe sich auf indirekter Ebene eine Art wertschätzender Kommuniaktion zwischen den Parteien.

Dabei gäbe es doch ein wirklich **unabhängiges Medium**, das sich dem politischen Horizont eines durchschnittlichen Antragslyrikers auf Themenrecherche perfekt anschmiegt. Das Zeit-Feuilleton hingegen könnte man eher als eine Art ästhetisch-thematische Brandmauer bezeichnen, jenseits derer das böse Reich des uninformierten Wald-Orks liegt. Das Resultat: ein selbstreferenzielles Fördersystem, das konformes Denken belohnt und abweichende künstlerische Impulse sanktioniert, lange bevor irgendein „rechter Kulturkampf“ überhaupt am Horizont aufschien.

Die Bedrohung der Kunstfreiheit hat also eine Vorgeschichte. Und sie beginnt nicht rechts, sondern in den eigenen Reihen des Kulturbetriebs – in jenen Milieus, die seit Jahren mit erstaunlicher Nonchalance vorschreiben, welche Themen „wünschenswert“, welche Ausdrucksformen „problematisch“ und welche Künstler „anschlussfähig“ sind. „Gesicht zeigen für UNSERE Demokratie™“ als default-Pflichtprogramm für alle Künstler? Ist doch selbstverständlich! Müsste auf jeder Kunsthochschule ins Curriculum erstes Semester!

Im Büro einer Galerie in Berlin-Marzahn hatte ich einmal ein Plakat aus DDR-Zeiten auf dem Boden stehen sehen. Darauf war im ästhetisch-perfekten Stil des frühen Sozialismus ein Soldat der Roten

Armee gezeichnet, der in bestimmender Geste mit dem Zeigefinger seiner linken Hand auf den Betrachter zeigte. Darüber stand blutrot quer über das Plakat geschrieben: „Für wen malst DU, Genosse?“

Die Linientreuen, Opportunisten, Trittbrettfahrer und natürlich auch die Minderbegabten, Fantasiearmen, Bequemen und Denkfaulen werden sich denken: oh cool, KI wird meine Antragsschablonen perfektionieren und ich surfe diese Welle, solange sie mich trägt; die anderen zeigen sich zusehends irritiert und wissen immer weniger, wie sie weiter verfahren sollen; nur einzelne wagen - und oft mit erheblichen persönlichen Konsequenzen- sich aus der Deckung zu wagen und dem System und seinen nicht abzulehnenden Angeboten zu entgegnen: Kiss my ass, admin!

Ich habe viele Künstler erlebt, die sich –letztlich aus purer Existenzangst- in ideologische Raster pressen ließen, nur um überhaupt noch irgendeine Förderung zu erhalten. Diese Resultate dieses zwangsfreiwillig-neurotischen Anschmiegens an den kulturpolitischen Zeitgeist hatte der Philosoph Guillaume Paoli bereits 2017 in „**Lange Nacht der Metamorphose**- über Gentrifizierung der Kultur“ beeindruckend beschrieben. Heute ist diese Tendenz nicht nur gewachsen, sondern strukturell verfestigt.

Die Folgen:

- Selbstzensur wird zur Überlebensstrategie.
- Innovation wird durch moralpolitische Erwartungsprofile ersetzt.
- Kunst mutiert zur pädagogischen Dienstleistung einer neuen Mittelklasse, die sich als exklusiv progressiv inszeniert und unaufhörlich neuen „Content“ zur Selbstvergewisserung konsumiert. Was rhetorisch als Inklusion und Vielfalt firmiert, schlägt praktisch in Ausschluss und Homogenisierung um. Diese Selbstvergewisserungsindustrie redet ihrer Künstlerschar unablässig ein, ein paar Euro Subvention verwandelten sie in mutige, zugleich zertifizierte „Bewahrer der Demokratie“. Dass „mutig“ und „zertifiziert“ dabei ein grundlegendes Oxymoron bilden, scheint niemanden wirklich zu stören. Solange die Feedbackschleife geschlossen bleibt, funktioniert diese Erzählung gut. Dringen jedoch nicht mehr ausblendbare Störgeräusche von außen ein, kippt die Pose schnell in Panik, Weinerlichkeit – und schließlich ins Melodram. Welche Déformation professionelle daraus erwächst, konnte ich jüngst bei einem Künstlertreffen in einer Provinzstadt im Erzgebirge beobachten. Zur Gesprächsrunde „Was kann Kunst in Zeiten des Rechtsrucks noch reißen?“ im Rahmen eines Programms mit dem innovativen Titel „Demokratieorte schaffen“ eröffnete der Kurator mit der Mitteilung, seit der Wiederwahl Trumps in den USA ständig unter Migräne zu leiden. Seither quälten ihn Herzklopfen und Schlaflosigkeit. Er wisse nicht mehr, ob es unter diesen Umständen überhaupt noch Sinn habe, seine Arbeit fortzusetzen. Der Rechtsruck, so seine große Sorge, werde bald nach Deutschland überschwappen; die Rechten würden dann die

Demokratieförderprogramme austrocknen – und damit auch seine Projekte. Das gehe schnell ans Existenzielle, der Notgroschen würde maximal für zwei Jahre ausreichen. Deshalb bitte er nun, ganz elementar, erst einmal um aufrichtigen Trost von allen Anwesenden. Ich hatte ja eigentlich gedacht, dass gerade die Prognose, zukünftig in schwierigem Gelände manövrieren zu müssen, Künstler zu Höchstleistungen treibt!

- Widersprüchliches wird abgewehrt. Wo Kunst und Künstler sich verweigern, stören oder widersprechen, setzt der Diskurs zum Selbstschutz an. Dann beginnt das immer gleiche Spiel: Zunächst wird das Abweichende so weit als möglich ignoriert. Gelingt das nicht, werden die gut eintrainierten Beißreflexe mobilisiert, mit ihren üblichen Blaming- & Shaming-Phrasen; die abweichende Position wird darüber als „Discontent“ etikettiert – ein Begriff, der inzwischen allerdings selbst als Qualitätsmerkmal und damit als positive Auszeichnung gilt. Dann wird eine Läuterungsgeste eingefordert. Bleibt der Künstler dennoch stur, setzt schrittweise seine Marginalisierung ein: erst über die Markierung als „umstritten“, dann als „reaktionär“ und schließlich als „rechtsoffen“. Letzteres kommt faktisch einer Exkommunikation gleich – dem Ausschluss aus der „Gemeinschaft der Gläubigen“. In diesem Stadium sollten Künstler ihren Bademantel bereits bereitgelegt haben!
- Genau hier vollzieht sich die radikale Umwertung des zeitgenössischen Kunstbegriffs: die beiden in der Zwischenzeit als völlig unzeitgemäß geltenden Praktiken eines dezidiert gegen oder gar unabhängig von Institutionen sich vollziehenden künstlerischen Arbeitens ausklammernd, arbeiten Künstler heute zunehmend immer weniger kritisch mit Institutionen, sondern – wie in vormodernen Konstellationen – dezidiert affirmativ für sie. Damit wird die Aufgabe von Kunst und Kunstschaffenden, Dissens gegenüber dem Mainstream und seinen internalisierten Routinen zu erzeugen, nicht nur suspendiert, sondern geradezu domestiziert und in ihr paradoxes Gegenteil verkehrt: Der „Kunstaktivist“ ist nur insofern akzeptabel, als sein Aktivismus die selbst zugeschriebenen progressiven Normen institutionell saktionierter Selbstvergewisserung bedient.

Natürlich betrifft diese höchst rudimentäre Aufzählung längst nicht mehr nur die Künste. Es gibt heute kaum noch einen gesellschaftlichen Raum, in dem der neo- konformistische Zeitgeist nicht normierend wirksam geworden wäre. Mein 2016 für die Montag Stiftung Kunst und Gesellschaft verfasster Essay „Soll man das überhaupt müssen wollen?“ markierte den Beginn meiner Auseinandersetzung mit den Konsequenzen dieses Turns. Dieser Text ging viral und wurde innerhalb weniger Tage mehr als 3000 mal aufgerufen. Dass dieser – bereits zugespitzt, aber in Wahrheit noch eher harmlose – Text für mich spürbare Folgen hatte, unter anderem den Verlust eines langjährigen kunsthochschulischen Lehrauftrags, hatte ich eigentlich nicht erwartet.

Der Professor und Leiter des Hochschul-Fachbereichs, an dem ich damals unterrichtete, ließ mir zum Abschied – und natürlich *entre nous* – eine persönliche Einordnung zukommen: „Maurice, ich verstehe deinen Ansatz wirklich gut, aber er passt einfach nicht in diese Zeit und auch nicht an unsere Hochschule! Meine erste Pflicht ist es schließlich, den Laden ruhig zu halten. 99 Prozent derjenigen, die hier lehren und studieren, glauben fest an das, was du kritisierst – ja, teilweise sogar verhöhnt. Du weißt ja, wie humorlos die Leute heute sind und wie überschaubar ihre Toleranz ausfällt. Es tut mir leid, ich schätze deine Arbeit, aber das Konfliktpotenzial ist mir im Moment schlicht zu hoch.“

Ich entgegnete, dass ich besagte Themen sehr wohl mit den Studierenden diskutiere und mich dabei auch nicht zurückhalte. Zwar begegne ich gelegentlich irritierten Gesichtern, doch am Ende der Debatten erhalte ich bislang überwiegend positive Rückmeldungen. Diese Information schien den Professor jedoch weniger zu beruhigen als vielmehr zu alarmieren. Er blickte mich mit nahezu panisch geweiteten Augen an – als hätte ich ihm gerade eröffnet, ich würde als Virologe ohne Schutzkleidung mit Studierenden mit dem Ebola-Virus experimentieren.

Auffällig bei dieser Situation ist nicht nur der vorausseilende Gehorsam des Entscheidungsträgers, sondern auch die a-priori-Unterstellung gegenüber seinen Leuten, dass bereits der leiseste Zweifel am abgesicherten Status quo reflexhaft kognitive Dissonanzen auslösen müsse – mit der Vehemenz eines Glaubensakts.

Kontroverse Debatte wird in solchen Momenten nicht mehr als zwar unbequeme, aber gerade deshalb möglicherweise notwendige Option verstanden. Wer eigentlich am Dialog interessiert ist, sich jedoch wiederholt damit konfrontiert sieht, zieht sich schließlich zurück und stellt das Brückenbauen ein. Am Ende äußert man nicht mehr, was einem wichtig erscheint, sondern nur noch das, was ideologisch anschlussfähig ist.

Selbstverständlich ist alles, was ich hier beschreibe, reine Einbildung.

Cancel Culture existiert nicht – sie ist bekanntlich lediglich ein rechtspopulistischer Kampfbegriff. Man darf heute schließlich alles sagen. Man muss lediglich bereit sein, die „Konsequenzen“ zu tragen: den Verlust von Reputation, von institutioneller Anbindung, mitunter auch von Existenzsicherheit. Dass dies als Fortschritt verkauft wird, gehört zu den bemerkenswertesten semantischen Verrenkungen der Gegenwart.

Eine befreundete österreichische Universitätsprofessorin, die eine Vorliebe für elegante literarische Satiren hat, schrieb vor einigen Jahren an einem Buch. Darin nahm sie Kollegen aufs Korn, die vom „Jakobinertum des Bionade-Biedermeier“ entnervt sind und deshalb insgeheim mit der AfD sympathisierten. Der Text war in einem sehr charmant, humorvoll-ironischem Ton gehalten und enthielt zahlreiche entsprechende Passagen, die wirklich sehr lustig zu lesen waren. Schließlich

verzichtete sie jedoch auf eine Veröffentlichung: Aus Sorge um ihren Arbeitsplatz – und damit um die materielle Grundlage ihrer Familie.

Vor Kurzem schrieb mir die Professorin: „Immerhin sind wir inzwischen so weit, dass – außerhalb der akademischen Hardcore-Aktivistenszene – das Artikulationsverbot gefallen ist. Man sollte sich jedoch keinerlei Illusionen machen: Noch immer muss man sehr genau wissen, was man wem sagt.“ Ich dachte bei mir: „Von den zumeist prekär lebenden Künstlern ist das nicht zu erwarten, aber sollten gerade deshalb gerade die Intellektuellen nicht wieder einmal mehr Luther wagen?“

Im welchen Stadium der Unfreiheit wir hierbei heute angekommen sind, ist exemplarisch nachzulesen bei „Jungle-World“: „**Im Kulturbetrieb zensieren sich viele selbst aus Angst vor dem postkolonialen Mob**“ von Elisa Mercier gemeinsam mit dem Musiker Wolfgang Seidel. Auf wissenschaftlicher Ebene möchte ich hier beispielhaft erwähnen: „**Identitätslinke Läuterungsagenda: Eine Debatte zu ihren Folgen für Migrationsgesellschaften**“ von Sandra Kostner und „**Freiheit ist keine Metapher**“ von Vojin Saša Vukadinović. Es ließen sich zahlreiche weitere Publikationen anführen.

Natürlich ist das letztlich alles nur eine schlecht recherchierte, schlampig aufgeschriebene, rechtspopulistisch anschlussfähige Hetzkampagne!

Und natürlich kam dann noch der tiefe Abgrund hinzu, der sich im Nachgang zum 07. Oktober 2023 im Kunst- und Kulturbetrieb aufgetan hatte, aber an diesem haben sich letztlich auch nur wenige wirklich gestört! Für mich persönlich aber, und auch einige andere, hat sich hier ein tiefer und breiter Graben ergeben, den man zukünftig eigentlich gar nicht mehr überbrücken wollen möchte, in Anbetracht der Tatsache, dass viele Kunst- & Kulturschaffende nicht davor zurückschrecken, in der unbedingten Verfolgung ihrer Agenda selbst die grausamsten Mörder und Vergewaltiger zu „Freiheitskämpfern“ zu verklären. In diesem Zusammenhang sei auf die Publikation „**Die neue autoritäre Linke**“ des taz-Redakteurs Nicholas Potter hingewiesen.

Schon eine ganze Weile gibt es also in der Kunst nur noch wenig Freiheit.

Vor diesem Hintergrund wirkt es fast surreal, wenn ausgerechnet jene Institutionen, die den Kulturbetrieb der letzten Jahre einseitig ideologisiert haben, nun alarmiert darüber diskutieren, dass rechte Akteure versuchen, Kulturpolitik „umzudeuten“.

Wie glaubwürdig ist ein solcher Diskurs, wenn er die eigene Mitverantwortung ausspart?

Ja, die Einflussnahme von rechts ist real – aber sie ist nicht das Problem an sich, sondern das Spiegelbild eines bereits vorher errichteten, politisierten Kulturregimes, das nun seine eigenen Methoden von der Gegenseite angewandt sieht.

Wollte man ehrlich und klarsichtig diskutieren, müsste das Line-up des Symposiums viel diverser sein und es auch anders heißen:

„Under Pressure! Wie kann Kunst künftig vor zu starker einseitig politischer Einflussnahme geschützt werden – von ALLEN Lagern?“

Im Kern lässt sich mein Kunstfreiheit-Einwurf also als Beharren auf einer einfachen, aber unbequemen These lesen: Kunst verliert ihre gesellschaftliche Relevanz nicht dort, wo sie sich verweigert, sondern dort, wo sie sich verpflichtet.

Diese Perspektive ist weder bequem noch eindeutig und die Kunst, die daraus entsteht ist komplex, präzise und freiheitsorientiert – sie ist ein Ort, an dem nicht weisungsgebundenes Denken und Handeln, das sich der üblichen Belohnungs-Bestrafungs-Dialektik entzieht, überhaupt erst möglich wird. Nur in diesem Anders erhält Kunst überhaupt so etwas wie eine gesellschaftliche „Funktion“.

Freiheit der Kunst bedeutet also nicht, die „richtige“ Moral zu bedienen, sondern überhaupt keiner moralpolitischen Pflicht zu unterliegen – weder in die eine noch in die andere Richtung. Solange diese Einsicht fehlt, fungiert die Sorge um die „Kunstfreiheit“ lediglich als rhetorische Nebelkerze: ein abgegriffener zeitgeistiger Topos, hinter dem sich nichts anderes verbirgt als die schlecht verhüllte Larmoyanz über den selbstverschuldeten Verlust an Diskursmacht!

Und falls mir am Ende jemand erklären möchte, meine Argumentation sei allein deshalb hinfällig, weil sie aus einer vermeintlich „privilegierten Position“ gesprochen wird, dem bzw. der entgegne ich gern: die politische Reduktion eines Menschen auf zugeschriebene Kategorien erspart zwar das Denken, ersetzt aber auch das Gespräch – und nimmt dem Einzelnen jene Würde, die man so eifrig zu verteidigen behauptet.

Und sollte mich am wirklichen Ende meines Textes jemand fragen wollen, wie man einem Rechtsruck in Kunst und Kultur entgegenwirken könnte, würde ich an die Autorin und Verfassungsrichterin Juli Zeh anknüpfen. Sie wurde kürzlich am Ende eines – für die taz-Interviewer offenbar eher unbefriedigend verlaufenen – Gesprächs mit folgendem Statement kontronitiert: „Wir haben eine Situation, in der fast alles dem rechtspopulismus nützt.“ Ihre schlichte und zugleich eindutige Antwort lautete: „Außer guter Politik und gutem Journalismus vielleicht“.

Genau so verhält es sich auch mit dem Kultur- und Kunstbetrieb: man stellt sich dem Rechtsruck nicht durch das ideologische „Schließen der Reihen“, sondern durch gute Kulturpolitik und noch bessere Kunst entgegen!

In diesem Sinne wünsche ich ein erkenntnisreich-selbstkritisches Symposium!

Maurice de Martin